

## Predigt am Sonntag Lätare 2011

Pastor Tobias Götting

Es gibt Bilder, die brennen sich tief in uns ein. Ein solches Bild kam mit der Tagesschau an einem Abend der letzten Woche auch in unsere deutschen Wohnzimmer:

Japan, wenige Tage nach dem verheerenden Tsunami und dem unberechenbaren Unfall im Kernkraftwerk Fukushima. Wohin die Kamera in dem kleinen, benachbarten Dorf auch schwenkt - überall Zerstörung, Verwüstung. Kein Stein ist auf dem anderen geblieben, kaum ein Haus ist noch als solches auszumachen. Manche Bretter ragen aus den Schutthaufen heraus, formen bizarre, gespenstische Figuren. In dieser Wüste der Zerstörung sieht man - einige Sekunden nur von der Kamera festgehalten - eine kleine, gebückte Frau. Scheinbar ohne Ziel bewegt sie sich durch die Berge von Schutt.

Dann kommt sie näher und erzählt ihre Geschichte. Ihre Stimme ist brüchig, die Augen müde, die Tränen kann sie nur mühsam zurückhalten. „Ich suche meinen Neffen“, sagt sie, „hier irgendwo hat sein Haus gestanden. Er war doch ein guter Junge, so ein ruhiger und lieber“. Dann entfernen sich ihre Schritte wieder, man sieht sie noch einen Augenblick umherirren, dann schließt sich eine andere Nachricht an.

Es gibt Bilder, die vergisst unser inneres Auge nicht. Es gibt Nachrichten, die sind so verstörend, dass sie darum im Gedächtnis bleiben. Diese für mich namenlose alte Frau aus einem fernen Land ist mir für einen Augenblick ganz nah gekommen. Ich kenne ihren Namen nicht. Ich habe ihr nicht helfen können. Ich weiß nicht, ob sie ihren geliebten Neffen hat wiederfinden können. Weiß nur, dass ihr in jenen Tagen eine Welt zusammengebrochen war und dass diese untergegangene Welt eine so andere ist, als die, die ich in meinem geheizten Wohnzimmer und vor dem Fernseher sitzend erlebt habe.

Und wo gibt es einen Anknüpfungspunkt zu den Worten aus der Epistel, dass wir trösten können mit Gottes Hilfe und wo lässt sich andocken, was das Evangelium weiß, dass aus dem erstorbenen Weizenkorn neue Frucht hervorwächst?

Vielleicht so: Es gibt Nachrichten, die tauchen die Bilder der Zerstörung trotz allem in ein neues Licht der Hoffnung. Wenige Tage nach dem Erdbeben, kurz nach den Explosionen in den verschiedenen Blöcken des Kernkraftwerks in Fukushima machten sich die ersten freiwilligen Helfer auch aus Deutschland auf den Weg in die Krisenregion. Auch diese Bilder gehen

mir nicht aus dem Kopf. Junge Männer und Frauen, die sich auf den risikoreichen Weg nach Japan begeben haben. In meiner Zeitung sehe ich ihre Fotos. Auch ihre Namen kenne ich nicht, aber ich erkenne in den Gesichtern Frauen und Männer, die hier Partner und Kinder und Freundinnen zurücklassen, weil sie sich jetzt Anderen zuwenden wollen. Ich ahne, wie schwer das fallen muss: Sich freiwillig einer völlig unbekanntem und risikoreichen Aufgabe zuzuwenden und das bekannte, vertraute, sichere Terrain und die lieben Menschen darauf zurückzulassen. Und was muss in den Zurückbleibenden vorgehen? Wohin mit der Angst und der Sorge? Fragen, die bedrängen: „Musst du wirklich gehen?“, „Wirst du nicht auch hier gebraucht?“. Die Helfer, die aufbrachen, sie folgen vermutlich einer inneren Stimme. Sie sagt ihnen, wo sie jetzt noch dringender gebraucht werden und dass sie jetzt einfach helfen müssen. Das ferne, unbekanntes Land kommt Ihnen nicht nur ins Wohnzimmer. Sie machen sich selber auf in die so andere Welt. Jesus hat das vor gemacht. Er wusste, wo sein Ort ist und was seine Aufgabe war und seine Berufung.

Ich sehe die Bilder der Helferinnen und Helfer vom Technischen Hilfswerk, von der Katastrophenhilfe der Diakonie und der anderen Organisationen. Über ihre Motivation weiß ich nichts. Aber mir ist, als lebte in ihrem Tun einige dieser alten Sätze des Jesus von Nazareth auf: „Was ihr getan habt einem von meinen Geschwistern, das habt ihr mir getan.“ Oder: „Wer den Willen Gottes tut, der ist meine Schwester und mein Bruder“.

Die, die zu Helfenden wurden, sie muten sich und ihren Angehörigen vieles zu. Auch darin sind sie dem Jesus ähnlich. Aber sie entwerfen ja keineswegs die Beziehungen, in denen sie hier stehen und leben. Vielleicht ist es eher das genaue Gegenteil: Weil sie hier Menschen lieben, weil sie wissen, wie wichtig der Zusammenhalt und das Gefühl von Angenommensein und Beheimatung ist, weil sie um all das wissen, wächst ihnen der Mut zu, über Grenzen und ungewisse Gefahren hinweg zu helfen. Am anderen Ende der Welt, am anderen Ende der großen Menschheitsfamilie.

Mich erinnert das an Zeilen, die Huub Osterhuis einmal unter der Überschrift „Erde 2“ geschrieben hat:

„Erde 2

Erde. Diese. Einzig denkbare. Rund und blau im Weltraum. Mit Sonne, Mond und Sternen, Gezeiten des Jahres, mit Flüssen, die strömen zum Meer. Und nichts fällt hinauf und alles hinab. Und nichts ist schon fertig und alles noch nirgends. Doch hier und da Menschen und stets mehr und überall, Menschen, die tun, was getan werden muss. Die langsam, doch sicher, besessen von Liebe, die Erde heben aus dem untersten Abgrund.“

Die mutigen Helferinnen und Helfer in den Katastrophengebieten dieser Welt tun, was getan werden muss. So würden sie es selber vermutlich sagen. Ich

sage: Menschen, beseelt von Liebe, heben andere ins Leben zurück. Sie trösten mit dem Trost, den sie weiß Gott von anderswoher empfangen haben (so ähnlich haben wir es in der Epistel aus dem 2. Korintherbrief gehört). Sie bringen viel Frucht, die noch aus dem erstorbenen Trümmerfeld hervorblüht (so das Evangelium aus Johannes 12)

Nocheinmal zurück zum Bild des Anfangs: Die alte Frau am untersten Abgrund, auf den Trümmerfeldern ihres Heimatdorfes in Japan umherirrend, sie kommt auch mir für einen Augenblick nah. Auch wenn ich nicht zu den für sie hilfreichen Helfern gehörte. Mindestens einen Augenblick lang fühlte ich etwas von ihrem Schmerz. Ihre untergegangene Welt wurde in meiner Welt zumindest nicht ausgeblendet. Das ist nicht viel, aber es mehr als nichts.

Die Pastorin der deutschsprachigen Gemeinde in Tokio schrieb im März einen Brief an uns, ihre fernen deutschen Geschwister: „Betet für uns, das ist das, was ihr jetzt tun könnt“.

Das ist, was Geschwister immer füreinander tun können.

Gott sei Dank sind es nicht nur die schweren Krisenzeiten, die machen, dass Menschen sich miteinander verschwistern. Und gut ist, wenn das schon früh beginnt. Im Kindergarten meines Sohnes gibt es eine solche Übung an jedem Freitag Morgen. Die 17 Kinder frühstücken dann immer gemeinsam. Es gibt Brötchen und Marmelade und Honig - aber es gibt keine Butter. Die wird bewusst eingespart. Und so kann jede Woche eines der Kinder das so gesparte Geld in eine Dose geben. Deren Inhalt kommt einem Kindergartenprojekt in Bolivien zugute. Ein bißchen stolz erzählen die Kinder von ihrem Verzicht zugunsten der kilometermäßig entfernten „Verwandten“.

Es ist gut, dass so schon die Kleinen einen Horizont gewinnen, der größer ist als ihre Familie, ihr Kindergarten, ihr Stadtteil oder ihre Stadt, sogar als ihr Land. Sie lernen, dass es Kindern in anderen Ländern anders, oftmals schlechter geht, als ihnen selber. Und sie verstehen, dass auch sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten etwas für die fernen Geschwister tun können. Es stimmt, was die Kinder manchmal, im Kreis sitzend, voller Inbrunst singen: „Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten die viele kleine Schritte tun, können das Gesicht der Erde verändern, können zusammen das Leben besteh'n“.

In manchen Kindergartenfamilien hat die kleine Geste des Verzichts zu vertiefenden Gesprächen über die Realität und die Ursachen der Armut in anderen Teilen der Erde geführt. Über das gemeinsame Engagement des Kindergartens hinaus sind Patenschaften entstanden. Kinder aus Bolivien und anderen Ländern haben nun eine Patenfamilie in Deutschland. Und die Familien in Deutschland haben jetzt ein Familienmitglied mehr. Nicht nur die

regelmäßige finanzielle Unterstützung kommt an. Briefe gehen hin und her, Fotos oder Zeichnungen der Kinder aus ihren unterschiedlichen Lebenswelten hängen an den Wänden der Kinderzimmer. Überraschend, wie bei allen Unterschieden vieles auch so gleich ist: Die Freude an neuen, bunten Malstiften, der Spass an Tanz oder Musik, der Wunsch, Freunde zu haben und etwas zu lernen, die ganze Welt zu entdecken und geliebt zu werden. Und der Wunsch, selber etwas wie Liebe zu verschenken.

Was die Kinder so miteinander und ganz selbstverständlich lernen ist, was Jesus sich von uns wünscht. „Die, ob sie groß sind oder klein, die meinen Willen tun, das sind meine Geschwister“ sagt Jesus. Der Glaube an ihn ist die Einladung, größer zu denken, zu fühlen und zu handeln als nur im familiären Rahmen. Der ist und bleibt wichtig. Als Ort, wo ich hoffentlich sein darf, wie ich bin. Als Raum, der mich wachsen lässt und reifen. Als Möglichkeit, mich auszuprobieren und zu entfalten.

Aber der Blick Jesu geht über diesen vertrauten Rahmen hinaus. In die große weite und doch so nahe, kleine, eine Welt. Zu den Geschwistern, die uns vertraut sind und zu denen, die wir noch nicht kennen und die Gott uns ans Herz legt. Was wir einem oder einer von ihnen tun, das tun wir auch für Gott. Alles Handeln, Bitten und Tun für Andere - alles Trösten und alles „Frucht bringen“ bleibt also doch auf jeden Fall „in der Familie“. Und gilt ebenso Gott wie den Menschen und gibt beiden die Ehre.

Dafür brauchen wir Kraft und Energie - die wir empfangen aus dem Brot, der Nahrung für den Leib und dem Wort Gottes, dem Schwarzbrot für die Seele. Und die wir empfangen aus der Einladung Jesu, als seine Tischgenossen bei ihm zu sein, dem Brot des Lebens.

Amen.